

(Nachdruck verboten.)

8]

## Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nasrussen.

„Die eine war jung und schön,“ sagte Marcel und wurde rot.

„Woher weißt Du das?“ fragte Nur merklich hart.

„Ich sah ihre Augen durch den Schleier.“

„Warum siehst Du unsere Frauen an? Sie kann nie die Deine werden. Höchstens kannst Du ihren Frieden stehlen.“

„Glaubst Du, daß das Herz einer Araberin sich erobern läßt?“

„Vater sagt: das Weib ist stark. Ein Tiger hat sieben Leben. Ein Weib hat neun. Aber ein einziger Blick eines Mannes — tötet es.“

„Und was ist's mit uns Männern?“

„Vater sagt: ich kenne starke Männer, die ohne andere Krankheit als den Blick eines Weibes dahinsiechten und ins Grab sanken.“

Noch vor einer halben Stunde hätte Marcel zweifellos eine solche Rede mit dem nachsichtigen Lächeln angehört, das in der Regel der farge Lohn von Nurs Tiefsinnigkeiten war. In dem Zustand leichter Berausung jedoch, in den der kleine nichts sagende Vorfall ihn versetzt, rührte ihn fast der feine, und sichere Kindesinstinkt, der sich hinter Nurs Naivität verriet, und er, der kaum je vorher eine erotische Stimmung anders als aus zweiter Hand gekannt hatte, ertappte sich bei der Frage, ob nicht eine tiefe Volkswisheit durch Nurs unmiündige Lippen laut geworden, ob das triviale Mysterium, das er bisher mit Zweifel und kühler Geringschätzung betrachtet — denn was bedeutete es z. B. im Leben seiner Eltern? — nicht dennoch eine Macht besaß, die selbst auf diese kaum halbzivilisierten fast unnatürlich wirkte.

Nur unterbrach ihn in seinen Gedanken, indem er plötzlich Abschied nahm, ebenso unerwartet und launenhaft wie immer, und ohne irgend eine Erklärung die zur Zäunia führenden Höhen wieder emporstieg.

Der Freund fragte nicht. Er wußte, daß Nurs Großmutter kürzlich gestorben war. Vermutlich ging er zur Zäunia, um Sidi bel Hassan zu bitten, bei Allah Fürsprache für ihre Seele einzulegen.

Marcel's Inneres glück an jenem Morgen einem stillen Alpensee während eines heranziehenden Gewitters. Gegen den Sturm selbst war er durch seine steilen Ufer geschützt; die Windstöße gingen nur wie ein Saugen über seinen blanken Spiegel hinweg und kräuselten ihn launisch bald in dieser, bald in jener Richtung.

In verdrießlicher Stimmung hatte er nach einem bitteren Wortwechsel mit der Mutter das Haus verlassen. Er war mit dem Pyzeum fertig und hatte nichts Neues begonnen. Er fühlte das Recht der Jugend, hinauszuziehen und sich eine Zukunft zu schaffen, einen Namen wie der seines Vaters und Großvaters gewesen war. Die Mutter aber hielt ihn zurück, trieb Bauderpolitik, weil sie weder willens war, den Sohn zu entbehren und dem gottlosen Paris zu überliefern, noch ihren eigenen Zukunftsplan fahren zu lassen. Sie schien über ein Kompromiß zu grübeln.

Die Begegnung mit der jungen Araberin hatte seine Gedanken zerstreut und war einen Augenblick wie eine Woge durch sein Blut gegangen. Allmählich, je mehr er sich besann, daß das Ganze ja nichts gewesen war und nichts sein durfte, verlor der Eindruck sich wieder, aber die kleine Episode blieb in seiner Erinnerung stehen wie ein Lächeln.

Es hatte keine Eile mit der Heimkehr, und er wanderte weiter umher auf dem weitgedehnten Friedhof, dessen eigenkünstliche Poesie und üppige Blumenpracht während zahlreicher ähnlicher Besuche sein Herz gewonnen hatten.

Mitten in einem Beete von Rosmarin und wilden Rebseden sah er ein geschlossenes Zelt sich erheben, einem Verdunenzelt ähnlich, nur von viel geringerem Umfang. Stehend hob er einen Bispel und warf einen Blick hinein. Drinnen

sah auf gekrüchten Beinen ein unter einem ungeheuren Turban versteckter Graubart und los laut im Koran. Der Verstorbene hatte im Mißtrauen auf die Wirkung verwandtschaftlicher Gebete diesen alter Mueddeb bezahlt, vierzehn volle Tage an seinem Grabe zu sitzen und den Koran von Anfang bis Ende durchzubeten.

Marcel ging weiter zwischen Gräbern, die von wilden Blumen verhüllt waren.

Hier war nicht jenes anhaltende, künstlich hervorgerufene Jammern und Heulen zu hören, wie auf dem Friedhof der eingeborenen Juden. Die wilde Verzweiflung des Schmerzes und ihren barbarischen Ausdruck verbirgt der Araber, diskret wie immer, hinter den Mauern des Hauses. Hier war keine Trauer zu sehen.

Sahen zwei verschleierte Frauen irgendwo in den Blumen an je einer Seite eines Grabes, so war es sicherlich Stadtflatsch, den sie lächelnd und mit großen Gebarden über das Grab hinüber austauschten. Derjenige, der da unten lag, war nichts als der Vorwand für einen Freitagsausflug.

Das bloße Umherwandeln an dieser Stätte belehrte den Besucher hinreichend über die Verechtigung jener tief bitteren Resignation, mit welcher sich der Araber dareinsindet, nach seinem Tode unrettbarer Vergessenheit anheimzufallen.

Es kam Marcel in den Sinn, daß kaum irgendeines Volkes Poesie so häufig und so ergreifend Ausdruck für diese Stimmung sucht.

Er entsann sich mehrerer dieser einfältigen, aber rührenden Dichtungen; Verse wie der folgenden:

Sieh: ich bin tot; die Seele hat meinen Leib verlassen;  
des letzten Tages Tränen weinte man über mir.  
Vier Männer nahmen mich auf ihre Schultern,  
ihren Glauben bekennend an einen einzigen Gott.  
Sie trugen mich hinaus zum Friedhof,  
beteten ohne Aniebung über mir;  
das letzte Gebet dieser Welt.  
Sie warfen Erde auf mich.  
Meine Freunde sind fortgegangen, als hätten sie nie mich gekannt;  
und allein blieb ich zurück im Dunkel des Grabes,  
wo weder Glück ist noch Kummer, weder Sonne noch Mond.

Keine Genossen habe ich als den blinden Wurm.  
Auf den Wangen der Meinen trocknen die Tränen,  
und dürre Düsteln schießen auf aus meiner Erde.  
Mein Sohn sprach: „Gott schenke ihm seine Gnade!“  
Ach, er, der hinging zur Warmherzigkeit seines Schöpfers,  
verließ gleichzeitig das Herz der Erschaffenen.  
Ach, keiner denkt derer, die in des Todes Wohnstatt entschwanden!

Oh du, der du vor meinem Grabe siehst,  
wunder dich nicht über mein Los.  
Es gab eine Zeit, wo ich war wie du;  
es kommt eine Zeit, wo du bist wie ich.

Es waren Gedanken in dieser Dichtung, die Marcel mit einer brennenden Scham ergriffen. Hatte auch er sich nicht schon mit dem Verluste seines Vaters vertraut gemacht, dessen Grab sich erst vor kaum fünf Monaten geschlossen? War es nicht die Zukunft, die jetzt alle seine Gedanken in Anspruch nahm? Und doch hatte niemals ein Sohn so bewundernd an seinem Vater gehalten wie er. Von der ersten Sekunde, da er den Tod als nahen Feind dieses Lebens erkannte, das kein anderes Ziel gehabt als Schönheit und wiederum Schönheit, war seine Jugend eine stille Verzweiflung gewesen, die ihn für lange Zeiten kennzeichnete.

Er begrub sich in seiner Jünglingsjähwermut, und da er keinen näheren Feind fand, klagte er das Leben selbst an, dies herzlos kalte, das treulos vergiftet, um sich in der Sonne zu recken, das vergiftet mit dem Rechte des Starken.

Ein neues kleines Erlebnis unterbrach den Strom seiner Gedanken.

Dicht an einem der einsamen Pfade, die ganz hinaufführen in den Hintergrund des Friedhofs, hatte eine Bruderschaft ihre Gräber mit einer Mauer umgeben. Hinter dieser sah ein amerikanischer Maler und arbeitete an einem Aquarell. Vier oder fünf eingeborene Frauen kamen den Weg hinaufgewandelt und hatten, da sie in weitem Umkreise keinem Mann erblickten, sorglos den Schleier zurückgeschlagen. In dem Augenblick jedoch, da sie die Mauer erreichten, sah Marcel,

wie der Maler sie durch einen kleinen Ausruf veranlaßte, sich umzuwenden und blickschnell ihre erschreckten Gesichter photographierte, die kein Mann, nicht einmal ein Kumi zu sehen wagen darf.

Wie eine Spinne Fliegen fängt, saß er da in seinem Bersted und fing Gesichter. Marcel empörte eine so grobe Verhöhnung schutzloser Frauen.

Er trat näher, und als der Maler nach einer kleinen Weile kaltblütig sein Manöver wiederholte, stellte er sich dicht vor ihn hin und betrachtete ihn mit einem Blicke, den er selbst für niederschmetternd hielt.

Der Yankee malte einige Augenblicke weiter, als sähe er ihn gar nicht; dann richtete er plötzlich seine Kamera auf ihn und bereicherte seine Sammlung um einen beleidigten, aber schönen Jüngling. Hierauf küßte er wie zum Dank den weißen Korhelm und griff wieder nach seinen Pinseln.

Marcel wurde rot wie eine Rose und ging fort, ohne ein Wort sagen zu können.

Ein Gedanke durchblitzte ihn: „Das hätte auch Mutter tun können!“

In seinem erregten Zustand verfolgte er diesen Gedanken-gang weiter. —

Ihre Missionstätigkeit unter den Araberinnen — wenn sie gelang —, war sie nicht dieselbe Ueberrumpelung schutzloser Frauen? Entsprang sie zuinnerst nicht derselben kaltberrechnenden Sammlermanie?

Wieder ein Streitpunkt zwischen Mutter und Sohn. — Wohl nahezu ein paar Stunden hatte Marcel auf dem stimmungsvollen Friedhof verträumt, als er sich entschloß, seine Schritte wieder der Stadt zuzulenken.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hyde-Park in London.

Die Stätte der Redefreiheit.

So erregte Zeiten wir auch infolge des Streits und der Suffragettes jetzt durchgemacht haben, der grüne Frühling hält siegesbewußt seinen Einzug in Themse-Babylon und fängt an, alles zu verzüngen und mit Schönheit zu verklären. Da lockt es in den sanften friedlichen Hyde-Park, dessen wellige Rasenflächen bereits im hellen Lichte funkeln. Mitten im tosenden Verkehrswirbel ist der Riesenpark gelagert, und dennoch vermeinen wir uns in seinem stillen Gefilden meilenweit von London entfernt. Fast sollte man glauben, daß hier keine andere als eine Friedensstimmung, kein Gedanke an Zwist und Kampf aufkommen kann. Aber an einem in der Nordostseite gelegenen Platz des Parkes wird fast jeden Abend, besonders seit dem Frühlingsanbruch, auf Tod und Leben gekämpft. Zwar nicht mit Schwertern aus Stahl, doch mit solchen, die oft viel besser treffen: mit den Zungen!

Wir stehen an der gigantischen dreitorigen Marble Arch in Oxford Street am Eingang in den Park. Tausendgestaltig wirbelt das Großstadtleben an uns vorüber. Erst, nachdem wir uns durch diesen Strudel mit heiler Haut hinübergerettet, atmen wir auf. Aber was ist das? Schwarze bewegliche Knäuel, ein Duzend und mehr noch, breiten sich vor uns aus. Es summt und furt, schwirrt und gellt aus ihnen. Ein Ruf. Eine Lachsalbe. Einen Augenblick Totenstille. Dann frommer Chorgesang. Wir treten näher. Ein Meer von Hüten, von teils frohen, teils aufgebrachtten Gesichtern im fahlen elektrischen Licht. Und jedes dieser Meere umbrandet einen mit Händen und Füßen sprechenden Menschen auf leinwinziger Tribüne, der aus besten Kräften trinkt, brüllt, zetert, quiekt und wettet. Wir befinden uns an einem der merkwürdigsten Plätze des an Widersprüchen so reichen Weltkentrums; an dem Platz, wo, wie so charakteristisch an keinem zweiten der Siebenmillionen-Wohnstatt heißblütige Apostel der verschiedensten Bekenntnisse unter der Sonne sich zusammenfinden, um einer selbstsam zusammengewürfelten Menge ihr Evangelium mit Flammen- und Feuerzungen kundzutun. Da erst lernt man den Begriff britischer Freiheit ermessen, die es jedermann gestattet, an jedem öffentlichen Platz, mitten auf der Straße, zu sagen, was ihm gefällt, so lange nicht der Verkehr hierdurch gestört wird, er mag nun Lloyd George, den Erzbischof von Canterbury, ja den König selbst erbittert angreifen.

Zunächst fesseln uns die Missionsgesellschaften. Halbkreisförmig um den von einem hölzernen Sockel abwechselnd witternden und störenden Propheten gruppierten sich andächtige Jünger und Jüngerinnen, lehtere auf kleinen Schemeln, und eine gottlos-bunte Schar aus Babylon. Hat sich der Meister heiser gepredigt, so greifen Jünger und Jüngerinnen geiernd ein. Die fanatisch-eintönig abgeleierte Anrede gipfelt stets in der pathetisch-ausgestohlenen Mahnung: „Ihr lieben Freunde und Genossen! O kommt zum Heiland diese Nacht noch! Wartet nicht auf morgen! Wer weiß, ob es nicht morgen schon zu spät ist. . .“ Folgt eine grelle

Schilderei des Höllelebens und dann ein gottgefällig Chorlied. Von einem roten Fähnlein, das mit Versen eines Hymnus in weißer Schrift bedeckt ist, singt der Meister die erste Strophe ab, die im Chor wiederholt wird. Ein silberhaariges Männlein schlägt weltfern verzückt den Takt dazu mit Büchlein und Weinlein. Nachdem so vier, fünf Strophen abgehaspelt, ergeht wieder eine Einladung an die Masse, die dumpf und stumpf bleibt wie zuvor, was eine neuerliche Auffahrt schweren Höllegeschüßes nötig macht.

Nebenan entwickelt ein Ausleger des Neuen Testaments aus dem innersten Afrika seine Theorien trotz der vielen unangenehmen Fragen seiner neugierigen Gegner. Das Antlitz glänzend schwarz, die rollenden Pupillen im Augenweiß noch schwärzer. Aus dem weiten Munde blühen zwei scharfe Zahnreihen, die jedesmal, tut er ihn zur Antwort auf, seine Widersacher niederzubeißen scheinen. Stundenlang zankt sich der Anerkennung mit der Menge, ob Christus, als er aus dem Grabenwölbe gen Himmel stieg, die Türe des Gewölbes öffnen mußte, oder sie unkörperlich durchschritt, ohne sie geöffnet zu haben. Die erbaulichsten Spitzfindigkeiten werden aufgeboten, die ergößlichsten Argumente von beiden Seiten ins heiße Treffen geführt, ohne daß es bisher je zu einer Einigung gekommen wäre.

Schräg den Boten des Heiles gegenüber wie zum Troß hat sich der greise Apostel des „humanitären Deismus“ aufgespiant. Was er gegen sie im Schilde führt, geht wohl aus seiner pompösen Ankündigung hervor, einer roten Flagge mit weißen Buchstaben, allwo es heißt:

Propaganda  
des Joachim Kasparh  
für den humanitären Deismus  
zur Bekehrung von  
Christen, Juden, Atheisten  
und sonstigen Irrgläubigen und Sündern.

Das Bekenntnis des „humanitären Deismus“ proklamiert als erstes und höchstes Gebot: „Betretet weder eine Kirche, Synagoge, Moschee noch den Tempel Brahmas oder Buddhas — dann bleibt Ihr gute Menschen. So Ihr aber eines dieser Häuser je betretet, seid Ihr verdammt! Der einzige Gott ist der Gott der Natur, den einzigen Gott trägt der Mensch in seinem eigenen Körper. Jehova, Christus, Mohammed, Brahma, Buddha — was sind sie gewesen! Was ist alle Religion von heutzutage anderes als Erzteufelarbeiterei! Wahrlich ich sage Euch, der spießbüßige Heuchler, der sich Erzbischof von Canterbury schimpft, er sollte sich Erzhumbug von Canterbury heißen.“ So geht es fort, eine Autorität nach der andern wird zerschmettert, während der Wind den Chorgesang der Gläubigen herüberweht. Freilich, wie der „humanitäre Deismus“ durch Ausrottung der Kirche uns dem tausendjährigen Reich näher bringen will, hat noch kein Sterblicher aus dem Munde seines Hohenpriesters erfahren können.

Nur ungenügend ziehen wir weiter: hagere Männer, jedoch mit wallenden Locken und im Winde flatternden Graubärten in zuderhütähnlicher Kopfbedeckung, ziehen uns unwiderstehlich an. Ihr Gewand ist zerschliffen, sie tragen Sandalen und in den Händen schwingen sie langmächtige Wanderstäbe. So ausgerüstet predigen sie im Herzen der verfinsteltsten Großstadt mit Feuereifer die Rückkehr der Natur. Man schließe alle Schulen, Museen, Gemäldegalerien, Theater, Konzerthallen, vernichte alles Zeitungswesen! Man schaffe alles Maschinenrum zu Wasser, Land und in den Lüften ab und benötige zur Reise von Liverpool nach New York viele Wochen, wie in der guten alten Zeit! Man zerstöre alle künstlich aufgerichteten Schranken, breche alle Autorität und lasse den Londoner Gemeinderat, der die Stadt am Gängelbände führt, hier im Hyde-Park samt und sonders an einem starken Seile baumeln! „O, Ihr blöden, wahnwichtigen Gesellen,“ kreischt der Evangelist, ganz außer sich gebracht durch die Opposition, „wie lange noch gedenkt Ihr es so fortzutreiben. . .?!“ „Ein Seil für ihn und alle seine Freunde, aber prima Dualität!“ gellt es aus der Schar zurück.

Die zahlreichen Friedensanwälte an der Marble Arch haben es auf die Dreadnoughts und Wilhelm II. abgesehen. Abend für Abend gibt es böse Zeiten für das „Fatherland“. Germany ist im Hyde-Park übel angeschrieben. Alle neuzeitlichen Friedensbestrebungen werden als eitel Lug und Trug gebrandmarkt, das moderne Rüstungswesen, die allgemeine Wehrpflicht an Hand illustrierender Wildertafeln an den Pranger gestellt.

Der Redner der nächsten Gruppe versucht, uns für die Rotleidenden aus dem jüngsten Niesensreit sympathisch zu stimmen. Hier, seiner Tribüne gegenüber, erheben sich stolz die schloßartigen Paläste der Park Lane, die fast das ganze Jahr über leerstehen; ihre aristokratischen Eigner verbringen nur die paar Wochen der „Saison“ in London, den übrigen Teil des Jahres jedoch reisen, jagen, spielen, lottern sie! Während ein ganzes Heer Enterbter keine Kohle zum Feuermachen, keinen Bissen Brot zum Knabbern finden kann. „Freunde,“ ruft der Agitator, „in unserem freien, reichen, in unserem üppigen Millionen-England sind Hunderttausende ärger daran als Omnibuspferde, die doch regelrecht gefüttert werden und einen Stall haben müssen!“ Eine Stimme schnarrt: „Gebt dem armen Teufel was zu essen, auf daß er sich beruhigt,“ wird niedergezischt, und ein Herr in Schwarzrock und Zylinder entfernt sich eilends, von Schmährufen begleitet, die er keiner Antwort würdigt.

Die erregtesten Haufen jedoch sammeln sich um die „Politiker“. Wenn es sich um Politik zu drehen anfängt, verliert auch der refer-

vierteste Wirtse seine Fassung. Die feindlichen Heere sind dicht nebeneinander gelagert, und so können wir Kraftworte aus beiden auffangen. „Lloyd George ist eine obdöse Kreatur, einer, der unser Weltreich durch Predigen des Klassenhasses, durch Sozialismus und Streiks an den Rand des Abgrunds bringen möchte,“ tönte es aus den Reihen der Konservativen. „Lloyd George ist ein Senkman vom Wirbel bis zur Zeh, Lloyd George ist der Retter der Nation,“ fanfart es aus dem liberalen Lager zurück. „Nur wenn die liberale Wirklichkeit mit Stumpf und Stil ausgerottet wird, kann England seine erste Machtstellung wieder erringen,“ so der Kampfruf der Tories. „Nieder mit der konservativen Meute, den Händelsuchern und Kriegsmachern,“ zieht nun der stimmgewaltige liberale Rittersmann vom Leder. „Fort mit dem Sozialisten- und Anarchistengefindel, fort mit der liberalen Räuberbande!“ pariert die Opposition den Hieb. Stentorische Ruherufe, Lachexplosionen, die Medner abwechselnd kreidesehl und flammenrot, glühend und feuerspeiend. Diese sonst so besonnenen Menschen sechzen unter sich drauflos, als sollte der Erdball aus den Angeln gehoben werden. Kracht es nicht in allen Zugen der politischen Bretterbude? Droht das Kartenhaus nicht einzustürzen? Ein feister Polizist, der bis jetzt gutmütig zugehört, schreiet nunmehr ein, versucht erst zu beruhigen und führt zuletzt einen Widersacher ab, der seinem Gegenüber einen Streich verfehlt hat und nachher ein paar herbe Flüche von sich läßt. Augenblicklich folgt ihm ein Zug aus beiden Lagern nach. Da wird es kühler, die Erregung legt sich allmählich. Es währt nicht lange — und beide Kämpen nehmen unentwegt und gar nicht müde den Handschuh von neuem auf.

Und die Suffragettes? wird der Leser fragen. Diese benützen den Hyde-Park schon seit Jahren zu Massen-Meetings, Propagandazwecken und erregten Aufritten aller Art. Aber augenblicklich — läßt man sie am Plake der Freiheit kaum zu Worte kommen, und daher haben sie es vorgezogen, an der Marble Arch eine Zeilung zu schweigen, wenigstens so lange, bis sich der Sturm über die jüngsten Attentate gelegt hat.

K. W.

## Vom „Ding an sich“.

Von Dr. A. Lipschütz.

Indem unsere Sinnesorgane — Auge, Ohr, Geruch, Geschmack und Haut — durch die Dinge der Außenwelt beeinflusst werden und den empfangenden Reiz zu den Nervenzellen der Großhirnrinde, mit denen sie verbunden sind, fortleiten, bekommen wir die Möglichkeit, uns in der Umwelt zu orientieren. Wir bauen uns auf Grund unserer Sinnesindrücke unser Weltbild auf.

Fehlt uns eines der Sinnesorgane, so wird unsere Orientierung in der Umwelt mangelhaft, unser Weltbild wird anders als bei den normalen Leuten. Ein Blindgeborener kennt keine Farben, er kann roten Stoff von weißem nicht unterscheiden. Auch Leuten mit sonst normalem Gesichtssinn fehlt zuweilen die Fähigkeit, Rot von Grün oder Blau von Gelb zu unterscheiden: sie sind „farbenblind“, sie sehen anders als normale Menschen, die Dinge der Außenwelt erscheinen ihnen anders als uns.

Wir haben einem Kranken, der Spulwürmer hat, das Wurmmittel Santonin gegeben, um seine Würmer abzutreiben. Der Patient hat zu viel auf einmal von der Arznei genommen und bekommt Vergiftungserscheinungen. Die erste Veränderung, die an unserem Kranken auftritt, ist eine Veränderung seines Gesichtssinnes: der Kranke teilt uns mit, er sehe nunmehr alles gelb und schließlich violett.

Wir wollen an einem Kranken eine kleine Operation vornehmen, etwa eine kleine Geschwulst, die ihm unter der Haut sitzt, heraus-schneiden. Wir spritzen ihm an der Stelle, wo operiert werden soll, etwas Cocain unter die Haut, und unser Patient läßt jetzt keinen Schmerz, wenn wir ihm die Haut mit dem Messer durchschneiden. Einer meiner Lehrer hatte keine besondere Freude daran, bei solchen Operationen, nachdem er den betreffenden Patienten die Augen verbunden hatte, so ruhig mit dem Operationswerkzeug zu hantieren, daß die Patienten glaubten, die Operation habe noch gar nicht begonnen. Dann nahm er ihnen die Binde von den Augen und freute sich über den glückstrahlenden Anblick der Patienten, wenn sie sahen, daß die gefährdete Operation schon überstanden war. Sie haben keine Schmerzen gehabt, weil das Gift Cocain die Nerven in der Haut, deren Reizung Schmerzempfindung veranlaßt, so verändert (lähmt), daß sie ihre Arbeit nicht mehr tun können. Von der betreffenden Hautstelle aus werden keine Schmerzempfindungen mehr ausgelöst. Es gelingt uns dadurch, den Patienten über seine augenblickliche Umwelt zu „täuschen“, sie ihm anders darzustellen, als sie uns, denen kein Cocain eingespritzt worden ist, erscheinen würde.

Oder ein anderes Beispiel: Ein Kranker klagt mir über heftige Schmerzen. Es „reißt“ ihm ein Finger, der geschwollen ist. Oder er hat einen Gallenstein, der ihm fürchterliche Schmerzen macht. Der Schmerzen wegen kann der Patient nicht einschlafen. Ich gebe meinem Patienten Morphium und nehme ihm dadurch die Schmerzen. Ich habe an dem krankhaften Zustande des Patienten nichts, aber auch gar nichts verändert: die Schwellung am Finger ist ebenso wie vor dem Morphium und genau wie früher drückt der Gallenstein auf die Gallenblase oder den Gallengang. Aber der Patient

fühlt nicht mehr den Schmerz. Ich habe ihm durch das Morphium gewisse Nervenzellen in seiner Großhirnrinde so verändert, daß sie nicht mehr leistungsfähig sind und die Reize, die an sie gelangen, tun keine Wirkung mehr. Ich habe den Patienten über den wirklichen Sachverhalt „getäuscht“, und dank der Veränderung seiner Nervenzellen stellt sich ihm die Welt seines Körpers ohne Schmerz dar, anders, als sie wirklich — ohne Morphium — ist.

Aus all diesen Beispielen können wir eine ganze Menge lernen. Wir sehen, daß die Welt uns anders erscheint, wenn uns irgendeines der Sinnesorgane fehlt oder wenn eines der Sinnesorgane oder die diesem Sinnesorgane zugeordneten Nervenzellen in unserem Gehirn verändert sind. Es ist also unser Weltbild abhängig von dem Zustande unseres Körpers, von dem Zustande unserer Sinnesorgane und unseres Gehirnes.

Nun stellen wir uns vor, wir würden mit anders gearteten Sinnesorganen und anders geartetem Gehirn geboren. Es würde dann die Welt uns anders erscheinen als heute. Daß das zweifellos so sein müßte, zeigt uns manche Beobachtung aus dem Tierreich. Der Hund verfolgt mit seinem Geruchsorgan Spuren, an denen wir mit unserer Nase gleichgültig vorbeigehen. Die Welt dieser Gerüche existiert für uns gar nicht. Tiere erkennen Anzeichen eines kommenden Erdbebens, die uns völlig entgehen. Auch die Tatsache, daß wir durch künstliche Verfeinerung unserer Sinnesorgane — z. B. mit Hilfe der verschiedensten Meßapparate, Ferngläser, Mikroskope usw. — Dinge entdecken, die uns ohne diese völlig entgangen wären, zeigt, daß unser Weltbild anders wäre, wenn wir andere Sinnesorgane oder mehr Sinnesorgane als jetzt hätten.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen könnte nun zum Schluß verführen, daß unser Weltbild gar nicht der Wirklichkeit, der Welt um uns entspricht. Die Wirklichkeit erscheint uns als bestimmtes Weltbild, wie wir, die wir Menschen mit Augen, Ohren, Geruch, Geschmack usw. sind, es gerade in uns herumtragen, und wäre anders, wenn wir anders wären. Unser Weltbild sei nur Erscheinung, nicht Wirklichkeit. Unserm Erkennen der Wirklichkeit seien Schranken gesetzt, denn über unsere Sinnesorgane — auch wenn wir sie durch allerlei Hilfsinstrumente verfeinern — können wir nicht hinaus. Unser Erkennen der Wirklichkeit habe seine Grenzen, denn niemals würden wir die eigentliche Wirklichkeit, die Dinge, wie sie wirklich sind, das „Ding an sich“, wie der technische Ausdruck in der Wissenschaft lautet, erkennen. Alles nur Schein, was die Grundlage unseres Denkens, unseres Handelns abgibt, die wahre Welt bleibe uns verschlossen hinter ewigen Siegeln.

Es ist klar, daß diese Schlußfolgerungen den Menschen herabstimmen, seinen Forscherdrang dämpfen müssen. Die Schlußfolgerung, daß das Wesen der Dinge, die wirklichen Dinge, das Ding an sich uns ewig verschlossen bleibe, wäre gleichsam ein Erwachen aus dem Nausche, in den der gottähnliche Mensch sich nach seinen gewaltigen Triumphen im Kampfe mit der Natur hineingewiegt hat. Die wissenschaftlichen Vertreter der Theologie haben sich auch den hier gezeichneten Sachverhalt sehr zunutze gemacht, um den Leuten zu zeigen, daß es noch „etwas“ gebe, was der denkende Mensch, die Wissenschaft nie und nimmer erfassen würde, daß die Wissenschaft gar nicht allgewaltig sei, daß die Wissenschaft sich gar zu viel anmaße, wenn sie die heiligen Geheimnisse der Religion anzutasten erstrebe. Es bleibe immer noch „etwas“ zurück, was nicht erfassbar, nicht menschlich denkbar sei — und das sei dann so ein Reservatgebiet für den lieben Herrgott. Neulich habe ich einen Theologieprofessor aus Jena in einer öffentlichen Versammlung sprechen hören. Er sprach von allerlei Dingen und schließlich auch vom „Ding an sich“. Sobald er vom „Ding an sich“ zu sprechen angefangen hatte, bekam seine Stimme einen pastoralen Ton, seine Augen richteten sich auf die Decke der Halle, in der die Versammlung stattfand, und der alte Herr im Himmel erschien auf dem Tapet. Aber in der Diskussion sprang ein früh-fröhlicher Medner auf die Tribüne, um dem professoralen Pastor zu sagen, daß der Augenaufschlag zur Decke der Halle ganz unmotiviert sei, denn er kenne die Lokalverhältnisse in unserer Stadt sehr gut, der liebe Gott sei jedenfalls nicht im Dachboden der Halle stationiert . . .

Ist es nun aber wirklich richtig, daß unser Weltbild nur Schein sei, daß es hinter der Wirklichkeit, wie wir sie mit unseren Sinnesorganen und unserem Gehirn erfassen, eine Wirklichkeit gäbe, wie wir sie nie erfassen könnten, hinter den Dingen, wie sie uns erscheinen, wie wir sie erkennen, — das uns unzugängliche „Ding an sich“? Wir haben gesagt, man könnte durch eine Reihe von Tatsachen zu diesem Schluß verführt werden. Wo liegt nun der Fehler, den man begeht, wenn man aus den oben betrachteten Tatsachen den Schluß zieht, wir würden durch unser Weltbild über die Wirklichkeit getäuscht, die wahre Wirklichkeit, das „Ding an sich“ könnten wir nicht erfassen, wir sähen die Wirklichkeit verändert durch unsere Sinnesorgane?

Um es gleich zu sagen: der Fehler dieser Schlußfolgerung liegt darin, daß wir dabei uns selber — unseren Körper mit den Sinnesorganen und dem Gehirn — nicht als einen Teil der Wirklichkeit betrachten. Wir selber sind ja genau so „wirk-

\*) Der folgende Abschnitt knüpft an Vorstellungen an, die verworfen in einer Reihe von Schriften entwickelt hat.

lich, wie z. B. die Kirische, die wir betrachten, die wir erkennen. Erkenne ich eine Kirische, so müssen zwei Bedingungen erfüllt sein, zwei Teile der Wirklichkeit zueinander in Beziehung treten: n in Körper und die Kirische. Das Bild „Kirische“, wie ich es in Gedanken trage und wie es einen Bestandteil meines Weltbildes überhaupt bildet, ist nur dann da, wenn der erkennende Mensch und die Kirische zueinander in Beziehung getreten sind. Die „Kirische an sich“ und „mein Körper an sich“ geben beide zusammen die Grundlage ab für mein Bild der Kirische. Dann ist unser Bild der Kirische und unser Weltbild überhaupt nicht Schein mehr, sondern ein Stück Wirklichkeit selber, so wie sie ist, wenn die bestimmten zwei Teile von ihr zueinander in Beziehung getreten sind.

Verändern wir nun den einen Teil der Wirklichkeit, der zum anderen — zu unserem Körper — in Beziehung getreten ist. Wir übermalen zum Beispiel eine rote Kugel grün. Zudem nun die veränderte Kugel in Beziehung zu meinem Körper tritt, ist auch das Bild der Kugel, das ich bekomme, anders geworden: ich sehe nunmehr eine grüne Kugel, nicht eine rote. Verändern wir nun den zweiten Teil der Wirklichkeit, der zur Kugel in Beziehung tritt, unseren Körper. Geben wir ihm z. B. das Gift Santonin, wie in dem oben erwähnten Falle. Die Kugel wird jetzt gelb gesehen. Während wir früher hätten sagen müssen, daß wir dabei über die wahre Farbe der Kugel getäuscht wurden, können wir nunmehr sagen: wie durch das grüne Übermalen der roten Kugel die rote Kugel wirklich grün wird, so wird durch die durch das Gift Santonin hervorgerufene Veränderung unseres Gehirns die grüne Kugel wirklich gelb. Für den mit Santonin vergifteten Menschen ist die grüne Kugel gelb. Bringen wir dieselbe grüne Kugel zu einem anderen Teile der Wirklichkeit in Beziehung, z. B. zu einem nicht vergifteten Menschen, so ist sie grün. Der Gallensteinpatient, der Morphium bekommen hat, wird nicht über die Wirklichkeit der Schmerzen getäuscht, sondern er hat wirklich keine Schmerzen mehr. Die Wirklichkeit seiner Schmerzen ist da, wenn normale Nervenzellen und der Gallenstein in Beziehung zu einander treten. Sind die Nervenzellen durch das Morphium verändert, so ist damit die frühere Wirklichkeit nicht mehr da, sondern eine andere, eine neue Wirklichkeit, die aus den vergifteten Nervenzellen und dem Gallenstein besteht. Diese Wirklichkeit bedeutet Schmerzlosigkeit.

Da hilft uns vielleicht folgendes Beispiel, die Sache leichter zu begreifen. Ein Topf mit Wasser steht auf einem kalten Herd. So lange das Wasser zum kalten Herd in Beziehung steht, ist es eine Flüssigkeit. Sobald wir den Herd anheizen, beginnt das Wasser zu verdampfen: in Beziehung zum heißen Herd ist das Wasser keine Flüssigkeit mehr, sondern Dampf. Also ist Wasser ein Schein bloß, eine Täuschung? Nein, es ist Wirklichkeit: flüssige Wirklichkeit, wenn es zum kalten Herd, und dampfförmige Wirklichkeit, wenn es zum heißen Herd in Beziehung tritt. Ebenso wird die Umwelt einmal menschliche Wirklichkeit sein — wie wir sie aus unserem Weltbild kennen — wenn die Umwelt zum Menschen, als einem Teile der Wirklichkeit, in Beziehung tritt, und das andere Mal etwa tierische Wirklichkeit — wie sie dem Hunde oder dem Affenweltbilde entspricht —, wenn sie zu dem Tiere, das mit anderen Sinnesorganen und einem anderen Gehirn ausgestattet ist, in Beziehung tritt. Das Weltbild des Menschen und des Tieres sind beide verschieden, aber das eine ist ebensowenig Schein oder Täuschung wie das andere.

Auch das Weltbild der einzelnen Menschen ist verschieden: man stelle nur das Weltbild eines modernen Arbeiters dem eines gänzlich ungebildeten hinterkommerschen Landarbeiters gegenüber. Der Kulturmenschen sieht ein und dasselbe Ding ganz anders an, als der ungebildete Mensch. Das Gehirn des ersten ist durch Erziehung und eigene Erfahrung anders geworden: jede Erfahrung, gleich ob sie direkt empfangen oder auf dem Wege von Gehirneempfindungen als gesprochenes oder geschriebenes Wort vermittelt worden ist, verändert unser Gehirn, indem sie eine Spur in ihm hinterläßt, indem sie im Gedächtnis haftet. Je nach dem Reichtum an Erfahrungen und je nach der Art unserer Erfahrungen ist unser empfindendes und denkendes Gehirn verschieden, und je nach Art der früher schon vorhandenen Erfahrungen sehen wir die für uns jeweils neuen Dinge der Umwelt verschieden.

## Die Sonnenfinsternis.

### Provisorische wissenschaftliche Resultate.

Soweit die bis zu dieser Stunde vorliegenden Nachrichten erkennen lassen, ist die Sonnenfinsternis in ganz Europa auf das ausgezeichnetste sichtbar gewesen. Namentlich in Deutschland und Frankreich war der Himmel meist wolkenlos, die Luft von außerordentlicher Klarheit und Durchsichtigkeit. So kam die verschiedenartige Beleuchtungswirkung sehr sinnfällig zum Ausdruck; während sich vom Südwestrande der Sonne die Mondscheibe über den Feuerball bewegte, diesen mehr und mehr abblendend, bekam das Landschaftsbild eine überaus charakteristische Physiognomie. Vorher hatte praller Frühlingssonnenschein über der Erde gelegen; mehr und mehr wurde, je näher der Augenblick der größten Verfinsternung

heranrückte, dann aber die Beleuchtung fahl, ein grau-grüner Schatten schien die Landschaft einzuhüllen, der die Umrisse verwichelte, der, zumal im Freien vor der Stadt, in Gärten und Parks eigenartige Lichtwirkungen hervorrief, und der den Eindruck erweckte, als blicke man durch eine gefärbte Scheibe, die immer dunkler wurde, auf das Landschaftsbild.

### Der Gang der Temperatur.

So auffällig sich aber auch die Physiognomie des Landschaftsbildes unter der Abnahme des Sonnenlichts veränderte, so war der Unterschied gegenüber der normalen Beleuchtung doch nicht so bedeutend, wie man angesichts des hohen Grades der Bedeckung hätte erwarten dürfen. Die Klarheit der Atmosphäre mag dabei eine gewisse Rolle gespielt haben. Weit sinnfälliger war dagegen der Gang der Temperatur im Verlaufe der Verfinsternung. Nach den Beobachtungen, die Direktor Dr. Argenhold auf der Berliner Treplo w-Sternwarte angestellt hat, begann das Thermometer im Sonnenschein alsbald nach dem Beginn der Finsternis zu sinken. Unmittelbar nach der Phase der stärksten Bedeckung war der Thermometerstand in der Sonne um  $6\frac{1}{4}$  Grad Celsius niedriger geworden als vorher. Dann nahm die Wärme in der Sonne allmählich wieder zu, allerdings in etwas langsamerem Tempo, als die Abnahme erfolgt war. Dazu trug aber die dünne Schicht von Cirro-Stratuswolken bei, die sich mittlerweile über den größten Teil des Himmels verbreitet und mit ihren Rändern schließlich auch die Sonne berührt hatte. Auf der Berliner Kgl. Sternwarte wurde unter Leitung des Direktors Prof. Dr. Struve die absolute Strahlungsintensität mit einem Radiometer gemessen, wobei festgestellt wurde, daß die Strahlungsintensität des Sonnenlichts vom Beginn der Bedeckung bis zur Phase der größten Verfinsternung um annähernd 97 Proz. abnahm. Dieser Wert deckt sich fast genau mit dem des Prozentsatzes der Sonnenbedeckung durch den Mond, der in Berlin etwas über 96 vom Hundert ausmachte.

### Der Finsterniswind.

Nachdem etwa die Hälfte der Sonne vom Monde bedeckt war, erschienen plötzlich Cirrusstreifen am Himmel, die später in die schon erwähnten Cirro-Stratuswolken übergingen. Zugleich mit den hochschwebenden Wölken erhob sich auf der Erde ein Wind, der plötzlich stoßweise einsetzte, und der nach und nach ziemlich kräftig wurde. Dieser Wind wird bei allen bedeutenderen Sonnenfinsternissen beobachtet; das diesmal herrschende ruhige Hochdruckwetter machte sein Auftreten besonders leicht bemerkbar. Zu erklären ist dieser Finsterniswind durch die plötzliche Abkühlung der unteren atmosphärischen Schichten, in denen dadurch schnelle Umlagerungen erfolgen. Auch das Auftreten der Bewölkung hat seinen Grund in der Abkühlung, die nozgedrungen zur Kondensation des atmosphärischen Wasserdampfes führen muß.

### Optische Erscheinungen.

Zur Fixierung der einzelnen Phasen der Verfinsternung wurde die Photographie in ausgedehntester Weise dienstbar gemacht. Sämtliche Sternwarten und Observatorien dürften eine Reihe von Aufnahmen gemacht haben; besondere Vorkehrungen zu diesem Zweck wurden auf dem Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam getroffen; auf der Kgl. Sternwarte zu Berlin wurden durch ein Spiegelteleskop vom Beginn der Verfinsternung bis zur größten Phase mehr als 30 Aufnahmen gemacht; am großen Fernrohr des Instituts wurden kinematographische Aufnahmen des Phänomens gemacht.

Zur Zeit der größten Phase der Verfinsternung erschienen am Südpol des Mondes, der inmitten der schmalen leuchtenden Sichel lag, deutlich sichtbar die Unebenheiten, die in jener Gegend unseres Trabanten durch die gewaltigen Berggipfel hervorgerufen werden. Diese Zaden prägten sich in ihrer Schattenwirkung deutlich auf der schmalen Lichtsichel der verfinsterten Sonne aus. Während der Himmel in der Periode der größten Bedeckung eine ins Grünlich-graue spielende, merklich dunklere Färbung aufwies, erschien in der Nachbarschaft der Sonne, ohne optische Hilfsmittel deutlich sichtbar, der Planet Venus, obwohl dieser Nachbarstern der Erde gegenwärtig ungemein weit von uns entfernt ist.

### Die Ringförmigkeit.

Nach den bisher bei uns eingegangenen telegraphischen Meldungen hat sich die totale Verfinsternung den Vorausberechnungen gemäß auf den westlichen Teil der europäischen Totalitätszone beschränkt. Schon in Frankreich war die Finsternis ringförmig; in Paris, wo das Naturschauspiel die größte Aufmerksamkeit erregte, stand die Bedeckung an der Grenze der ringförmigen und partiellen Bedeckung. Wenige Kilometer von Paris entfernt wurde die Finsternis schon für einige Sekunden völlig ringförmig gesehen. In Düsseldorf herrschte während der Minute größter Bedeckung ausgeprochenes Dämmerlicht; die Planeten Venus und Saturn traten beide hervor. Am bemerkenswertesten zeigte sich das Phänomen, wie erwartet, in Meddenburg und Pommern. Nach Meldungen aus Hagenow und Güstrow brachte der Augenblick der Ringförmigkeit einen ganz psychischen Wechsel von Helligkeit und düsterer Dämmerung. Der sichtbare Ring rings um die schwarze Mondscheibe war überaus fein, leuchtete aber immerhin noch so stark, daß ohne Abblendung die scheinbare Ringbreite die wirkliche um das Vielfache überstieg.